

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

Cape-Colony; Abraham Fischer, Prime Minister der Orange River Colony; Dr. Beck, M. L. A. (Member of Legislative Assembly) Cape-Colony; M. Sauer, Ex-Minister der Cape-Colony; Sir Lewis Michell, Director of Chartered Comp. Rhodesia; R. Maardory, M. L. A. Cape-Colony; James Merriman, Director der Standart Bank, Durban und Colonel Stanford, M. L. A. C. C., ehemals Gouverneur von East Griqualand. Mit großem Interesse besichtigten sie sowohl das Trappistenkloster wie den Schwesternkonvent mit den dazu gehörenden Werkstätten und industriellen Anlagen. Ihre besondere Aufmerksamkeit erwachte die neue, allmählich der Vollendung entgegengehende Sankt Josephskirche. Nebenan werden jedoch die Fundamente der neuen großen Knabenschule gelegt. (Letztere ist wirklich ein schreiendes Bedürfnis, denn die bisherigen, zum Teil schon vor 25 Jahren ausgeführten Räumlichkeiten erwiesen sich mit der Zeit als durchaus ungenügend, und die Schlafräume sind schlecht ventilirt und dem Einsturz nahe.)

Einige Tage später sandten die hohen Gäste ein eigenes, sehr ehrenvolles Dankesbriefe für den freundlichen Empfang in Mariannahill, worin sich u. a. der Satz findet: „What we saw, is constituting perhaps the most interesting incident of our visit to Natal, was wir sahen, bildet vielleicht den interessantesten Zwischenfall unseres Besuches in Natal.“

Donnerstag, den 29. Oktober, beehrte uns Lord Carl Selborne, High Commissioner of South Africa, mit seinem Sekretär, M. Malcolm, persönlich mit seinem Besuch. Unjere schwarze Schuljugend hatte sich mit einer Menge hunder Täpfchen in der Nähe der neuen Pforte aufgestellt und intonierte bei seiner Ankunft die englische Königs-Hymne: „God save the King!“ Darauf folgte noch ein munterer Marsch, während dessen sich der hohe Besuch in die Gasträume des Schwesternkonvents zum Lunch begab. Es erfolgte sodann die Besichtigung der industriellen Einrichtungen sowohl im Konvent, wie in der Mühle und in dem eigenlichen Trappistenkloster, wobei Lord Selborne mit besonderem Interesse von den vielen Plänen und Zeichnungen Einsicht nahm, die Bruder Nivard, — welcher bei all diesen Besuchen als Cicerone fungierte —, für sämtliche Bauten und maschinellen Einrichtungen des Mutterhauses und der Stationen entworfen hatte. Der High Commissioner verabschiedete sich mit dem Bemerk: „Es war dies einer meiner schönsten Tage in Südafrika, und, was noch mehr ist, I learned a lot, ich habe dabei vieles gelernt.“

Mancher dieser Besucher hatte bisher noch nie eine katholische Mission gesehen und gestand offen, er habe bis zur Stunde keine Ahnung vom eigentlichen Schaffen und Wirken der Trappisten in Südafrika gehabt. Sie nannten ihren Besuch in Mariannahill eine „Entdeckung“, und ihr Bericht lockte neue Gäste herbei. Für Samstag, den 31. Oktober, meldeten sich telegraphisch folgende Mitglieder der südafrikanischen Nationalversammlung zum Besuch an: Sir Henry de Villiers, Chief Justice C. C., Präsident der mehr erwähnten Nationalversammlung; General Herzog, (einer der bekanntesten Führer im Burenkrieg); M. Malan, Minister of Agriculture C. C., Jagger, von Heerden und Dr. Smart, sämtlich M. L. A. der Cape-Colony und endlich M. Lohd, Privatsekretär des Prime Ministers der Cape-Colony.

Br. Nivard machte wieder mit ein paar Chor religiösen den Führer durch die einzelnen Kloster-

räumlichkeiten, und am Schluss erfolgte, ähnlich wie eine Woche zuvor, eine photographische Aufnahme vor den Kreuzgängen, die wir unsrer geehrten Lejern in nebenstehenden Bildern wiedergeben. Selbstverständlich erhielt jeder der hohen Gäste ein Bild zugesandt, worauf uns von Ex-Minister M. Sauer M. L. A. ein Dankesbriefe zuging, worin es u. a. heißt: „Das Bild ist sehr gut gelungen und ich freue mich, damit ein Andenken zu besitzen an unsern Besuch in Mariannahill, der nicht nur sehr interessant, sondern zugleich in hohem Grade lehrreich war.“

Man zeihe uns nicht der Unbescheidenheit, wenn wir derartige Urteile über Mariannahill in unsrem Missionsblättchen veröffentlichen. Die einzige Absicht, die wir dabei haben, ist: unsrer geehrten Lesern zu zeigen, daß unter den vielen protestantischen Sektionen, mit denen Südafrika geradezu überschwemmt ist, auch die katholische Kirche ihre würdige Vertretung hat, und um unsren hochherzigen Freunden und Wohltätern die Versicherung zu geben, daß die milden Spenden, mit denen sie bisher das Missionskloster Mariannahill unterstützten, eine gute Verwendung finden.

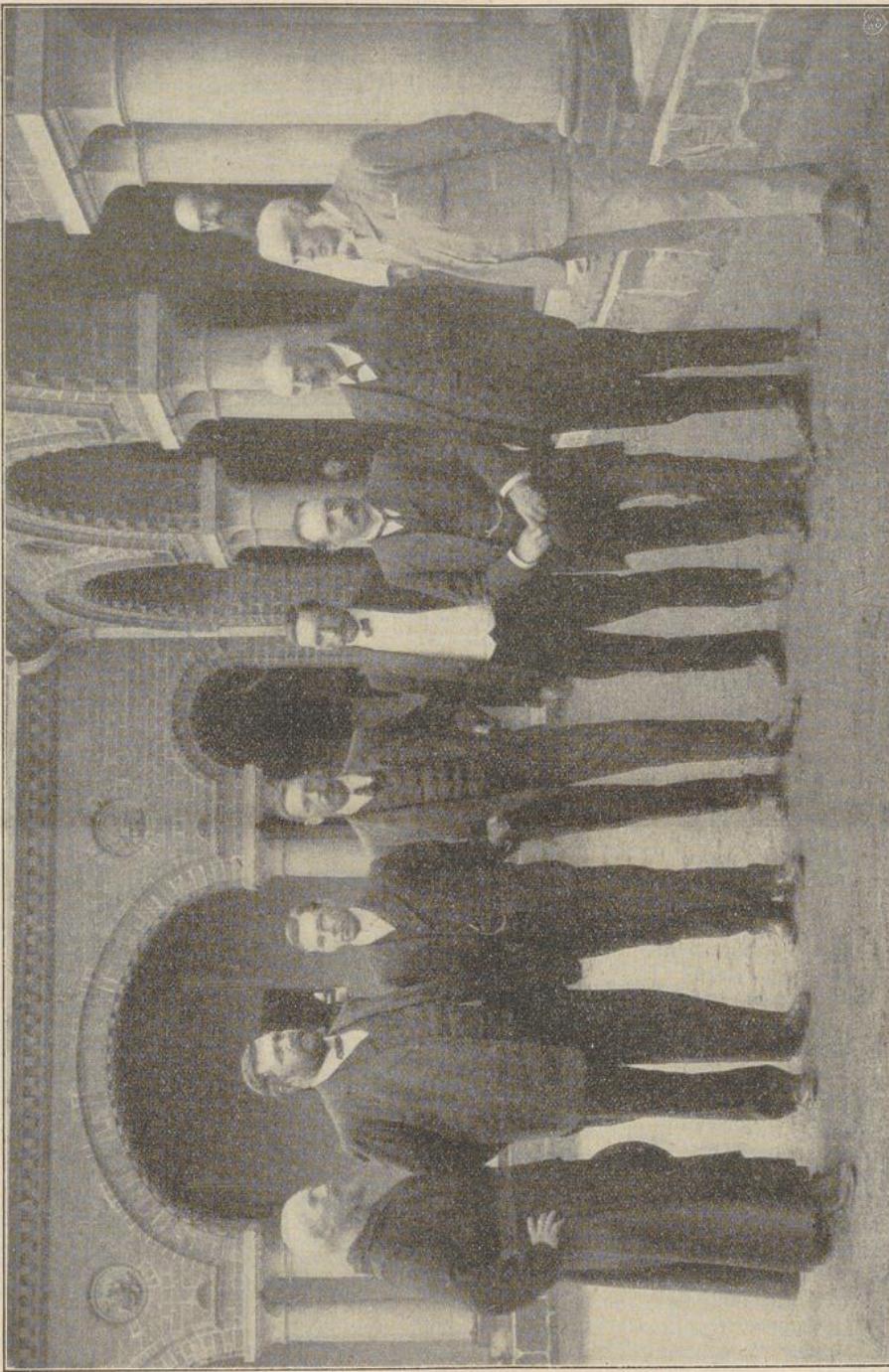
Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.)

Von Schw. Engelberta.

Ich war noch jung, kaum ein Jahr alt, und was ich nun erzählen werde, gründet sich natürlich auf die Berichte meines Vaters und sonstiger Zeitgenossen. Da kamen Flüchtlinge von einem Nachbarstamme zu uns und erzählten von neuen Gräueln Tschakas und seiner unmenschlichen Krieger. Mtimkulu, unser Chief, geriet in Furcht und versammelte alle Indunas seines Stammes zu einer dreitägigen Beratung; auch ließ er einen berühmten Isanusi (Wahrsager) kommen, damit er ihm sage, ob sein Stamm vom Kriege bedroht sei oder nicht. Dieser kam, machte seinen Hofuspolus, wie es eben bei Leuten dieser Art üblich ist, und tat sodann den Ausspruch: „Es droht dir keine Gefahr, mein Herr und König. Tschakas Kriegsheer wird diesen Boden nicht betreten, denn die Amadhlozi (Geister) deiner Väter wachen über dich!“

Diese Kunde wurde natürlich allseits mit großer Befriedigung aufgenommen. Nun war aber noch ein zweiter Wahrsager zugegen; der war noch jung und ohne alles Ansehen. Ungefragt trat er vor, warf sich dem König zu Füßen und sprach: „Gestatte, mächtiger Fürst, daß ich dich auf die Gefahr aufmerksam mache, welche dir und all den Deinen droht: In wenigen Tagen wird ein Impi (Kriegsheer) von Tschaka gefandt, kommen und dich auffressen und deinen Kraal niederstampfen. Drum, rette dich, solang es Zeit ist!“ — Bei diesen Worten erhob sich drohendes Murren unter allen Indunas; man war allgemein entrüstet, daß so ein junger, hergelaufener Induna, ein Mann ohne Namen und Ruf, es wagen durfte, dem König eine solch schlimme Kunde ins Gesicht zu schleudern. Schon wollten einige über ihn herfallen und ihn töten, damit seine üble Prophezeiung zugleich mit ihm stirbe, doch der König wehrte ab, und Nongesa, mein Vater, flüsterte ihm ins Ohr, er möge sich zu geheimer Beratung zurückziehen, um vor wenigen Zeugen den jungen Wahrsager abermals zu vernehmen. Es geschah; jener blieb bei seiner Aussage und gab den Rat, Kinder und Frauen, die



Von links nach rechts: Br. Nivard; Mr. van Heerden; Mr. Loyd; General Herzog; Mr. Smartt; Dr. Smartt; General Jagger; Sir J. B. de Villiers; P. Bruno.

Mädchen und Greise und die zahlreichen Herden sollten in den Bergen und Wäldern in Sicherheit gebracht werden und zwar so schnell wie möglich, denn der Feind könnte heute noch kommen. Der König gehorchte, wenn auch mit Widerstreben. In langem Zug verließen Kinder und Greise, Mädchen und Frauen nebst zahlreichem Vieh den Königsgral, doch nicht alle, denn einzelne blieben zurück; und darunter war leider auch meine Mutter Rotwindtla mit mir, ihrem noch unmündigen Kinde. Sie war eben eine starke, beherzte Frau, achtete keiner Gefahr und harrte mit den

bewaffneten Jünglingen und Männern der Dinge, die da kommen sollten.

Man wartete einen Tag und eine Nacht, ständig des Angriffs gewärtig. Es versloß der zweite und dritte Tag, ohne daß eine Spur von einem Feinde zu sehen gewesen wäre. Da sing man an, über den „Lügenpropheten“ zu schimpfen, man wurde sorglos und überließ sich nach so langem Wachen dem Schlaf. Da — mitten in der vierten Nacht, noch bevor der Morgen graute, hörte mein Vater ein Stampfen von Füßen, daß der Erdboden dröhnte. Er wirft einen

Blick durch das enge Schlupfloch seiner Hütte und sieht mit Schrecken Tschakas bludürstige Krieger in nächster Nähe. Wie Sturm und Hagelschlossen fielen sie über die armen Kraalinsassen her! Ein erfolgreichen Widerstand war da gar nicht zu denken. Mein Vater erkannte das auf den ersten Blick, ergriff seine Umutsha (Lendengürtel), Schild und Assagai und eilte, so schnell ihm nur seine Füße trugen, dem nächsten Walde zu.

Notwindhla, meine arme Mutter, aber findet keine Zeit mehr zur Flucht, mit Entsetzen sieht und hört sie, wie man Kinder und Greise und jeden, der es wagt, Widerstand zu leisten, erbarmungslos niederschlägt. Junge Mädchen und Frauen aber werden wie das Vieh zusammengekoppelt, um als hochwillkommene Beute nach Tschakas Königsraal abgeführt zu werden. Mitten in diesem wilden Schreien, Toben und Lärmen, vermischt mit den Jammerrufen der Mädchen und Frauen, und dem Seufzen und Stöhnen der Sterbenden, erblicken zwei Zulukrieger meine Mutter, mit mir, dem Säugling, auf dem Rücken. Sofort rennen sie wie zwei Tiger auf sie zu, ihr zunächst das Kind zu entreißen. Denn dieses muß sterben; die junge, schöne und hochgewachsene Frau aber soll mit den übrigen nach Tschakas Königsraal. Sie aber verteidigt ihr Kind wie eine Löwin; die Mutterliebe verleiht ihr Riesenstärke! Die beiden Krieger können trotz alles Zerrens und Wütens des Kindes nicht habhaft werden. Des vergeblichen Ringens müde, greifen nun die Unmenschen zu ihren Assagais und stoßen blindlings auf die heldenmütige Mutter los, bis sie endlich und endlich, aus sieben knallenden Wunden blutend, zu ihren Füßen niedersinkt. — —

Der ehwürdige Greis hält mit seiner Erzählung inne. Das müde Haupt sinkt ihm auf die schwere Brust herab, und die alternde, von Leid und Gram wie gebrochene Gestalt sinkt förmlich in sich zusammen. — Ich will ein paar Worte zu ihm sprechen, will den Balsam des Trostes ihm mitleidvoll in die beklommerte Seele trüpfeln, er aber streckt mir abwehrend die hageren Arme entgegen. „Tula, nkosazana, tula, stille, Schwester, stille!“ haucht er mir entgegen. Störe das Bild nicht, das neuerdings vor meinem Geistesauge aufgestiegen, und das mir heilig ist über alles! Schweige mit mir und bete!“ — —

Es war eine lange, lange Pause, bis der gute, aufs Tiefste erschütterte Alte wieder zu sprechen begann. Er raffte sich zusammen, hob sein Haupt empor, sah mich mit ernsten Blicken an und begann sodann in eigentlichem feierlichem Tone: „Nkosazana, Schwester und Herrin, ich weiß, du verstehst meine Worte, denn du kennst die Sitten unseres Volkes. Als du vor vielen Jahren zu uns kamst, da warst du noch jung, ein Ingane, fast ein Kind; jetzt aber bist du gleichsam unter uns aufgewachsen, kennst alle unsere Gebräuche und weißt auch, wie unsere Mütter hierzulande die Kinder tragen, umschlungen mit einem Umbeleka (Rückentuch). So also hatte mich meine Mutter in jener Schreckensnacht auf ihrem Rücken gebunden, als sie mit den rohen Kriegern rang, und mich, ihr heilig geliebtes Kind, gegen sie verteidigte. Schon wiederholt sprach ich von den sieben Wunden, die sie dabei erhalten, doch ich habe dir noch nicht gesagt, wo sie dieselben bekommen. — Und nun strecke der Greis seine hageren Arme und knöcherigen Hände mit den entsetzlich langen Fingernägeln aus — denn alte Käffern pflegen grundsätzlich ihre Fingernägel nicht mehr abzuschneiden, — und zeigte mir an seinem

eigenen Leib die Stellen, wo bei seiner Mutter die Assagais der grausamen Zulukrieger durchgedrungen. Mich, ihr zartes Kindlein, traf kein Stich, obgleich die Soldaten in erster Linie mich, und nicht die Mutter töten wollten. Sie aber erhielt zwei grausame Wunden in die beiden Arme, die sie in ihrer Mutterliebe wie zwei Schilde schützend über mich hielt. Ein Stich traf sie unterhalb der Brust, einer in den Leib, und zwar mit solcher Wucht, daß die Eingeweide hervorzudringen begannen, die anderen Stiche erhielt sie unter dem Arm und auf der rechten Seite, so daß das Band der Umbeleka, worin ich eingehüllt war, sich löste, und ich neben die sterbende Mutter zur Erde sank.“ — —

Der gute alte Mann war unfähig, noch ein Wort zu reden und weinte wie ein Kind. Doch wußte der Schmerz nicht mehr so grausam in seinem Innern wie zuvor, sondern löste sich gleichsam in Tränen auf. Dabei griff er nach der Srite seiner Landsleute nach seinem beinernen Löffelchen, fing darin Träne um Träne auf und schlenderte sie wie unwillig zurück. (Kinder wischen mit den Händen die Tränen ab, ein Mann aber hält sich rein davon und wirft sie samt dem Schmerz verächtlich von sich.)

„Nkosazana,“ fuhr er endlich fort, „stelle dir jetzt ein Insimu (Feld) vor, auf dem Tote und Sterbende in ihrem Blut nebeneinander liegen. Von den qualmenden, abgebrannten Hütten steigt Rauch zum Himmel auf, und mit ihm das Gejöschre von Blut, das zum Himmel um Rache schreit, gegen die Mörder. Tschakas Krieger sind mit ihrer Beute abgezogen, und nun kommen, von Blut und Leichengeruch angezogen, Hunde, Hyänen und Tigerkatzen, und mit ihnen die Aasgeier zum greulichen Schmaus. Mitten unter den Toten aber sitzt ein lebendes Kind, ein Knäblein, frisch und unversehrt; es sucht mit beiden Armmchen tüchtig herum und treibt von der sterbenden Mutter die häßlichen Raben weg, die ihr die Augen aushacken und die Eingeweide fressen wollen, die aus ihrem wunden Leibe dringen. . . . Blutrot geht die Sonne auf und beleuchtet das stille Totenfeld. Mehr und mehr entwickelt sich ihre sengende Glut; die guten Toten fühlen es nicht, wohl aber das arme, nackte Kind. O, wie die afrikanische Sonne brennt, und wie allmählich auch der Hunger sich einstellt und der quälende Durst. Das Knäblein weint, schmiegt sich an die Mutter an und sucht deren Brust. . . .

So findet es der Vater, der sich im Buschwerk versteckt gehalten hatte, bis er es endlich wagte, der Unglücksstätte sich zu nähern; denn mit Allgewalt zog es ihn nach Weib und Kind. Nun hat er beide gefunden. Er führt sein frisches, munteres Knäblein, daß beide Arme um ihn schlingt, und untersucht sodann die arme Mutter, ob wohl noch ein Lebenszeichen in dem mit Blut und Wunden bedeckten Leib zu finden sei. Da ist es ihm, als höre er noch leise Herzschläge, er drängt die Eingeweide in den Leib zurück, legt mit dem Tuch, in welchem sie das Kind auf dem Rücken getragen, einen Notverband an, nimmt sein Knäblein unter den rechten Arm, sein Weib auf den Rücken und über die linke Schulter und trägt die süße Bürde zum nächsten Bach hinunter. Hier beginnt er mit liebender Hand die schrecklichen Wunden zu waschen, und mit Entzünden merkt er, daß in die erstarnten Glieder seines heilig geliebten Weibes wieder das Leben zurückkehrt. Er gibt ihr zu trinken, legt sie neben dem Ufer ins weiche Gras und schreit zu den Geistern seiner Väter

um Hilfe. (Denn in der Not betet auch der Heide). Da schlägt die Frau die Augen auf und blickt ihn ernst und lange an. Er aber beugt sich zu ihr nieder und fragt sie, ob sie ihn kenne. „Ja“, haucht sie, „du bist mein Herr und Gatte! — Wasser, Wasser!“ — Da gab ihr mein Vater neuerdings zu trinken, Schluck um Schluck, hob sie abermals auf seinen Rücken und trug sie nebst mir, ihrem Knäblein, an einen sicheren Ort, wo sich inzwischen viele Frauen unseres Stammes versammelt hatten, die sich sofort in Liebe der armen Wesen annahmen.

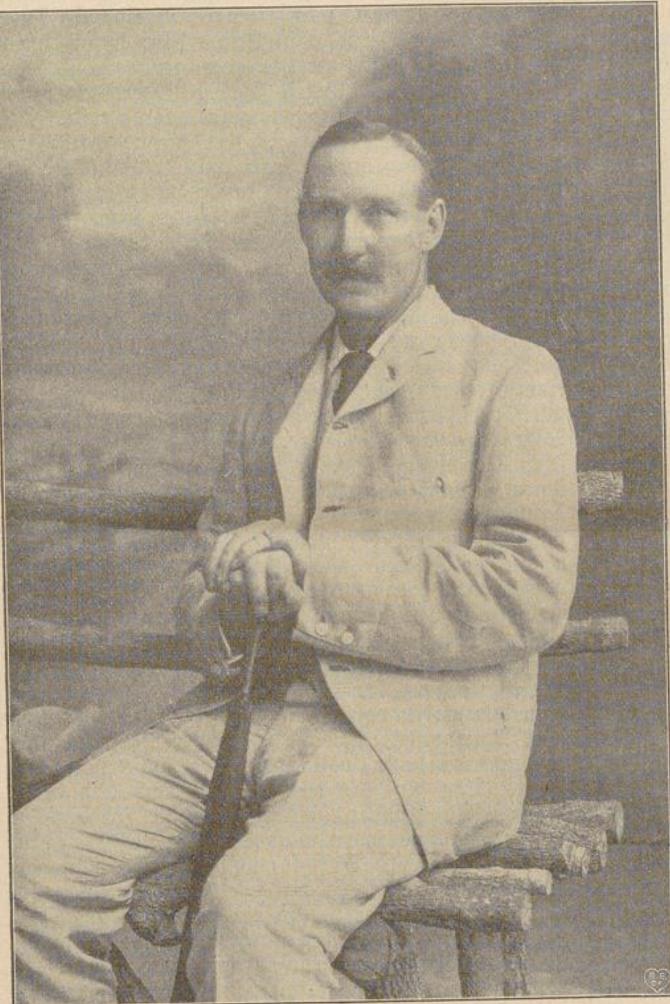
des Herrn“ und nahm dann für heute Abschied. „Komme bald wieder, Inkosazana, komme morgen schon“, rief er mir noch unter der Türe nach, „denn es drängt mich, dir all' meine Erlebnisse zu erzählen!“ (Fortsetzung folgt.)

Missions-Erinnerungen.

Von Rev. P. Wilhelm, O. C. R.

(Fortsetzung.) In's Jahr 1894/95 fällt die Gründung unserer Missionsstation Mariazell. Wegen Mangel an Missionspersonal schickte Abt Amandus vorläufig einen schon ziemlich bejahrten Priester dorthin, der die Station verwalten sollte, bis es möglich wäre, einen eigentlichen Missionär zu schicken. Ihm ward Bruder John als Katechet zur Seite gegeben. Letzterer nun entwickelte einen ganz erstaunlichen Eifer. In dem edlen Drang, Seelen für den Himmel zu gewinnen, durchstreifte er rasch alle die vielen Dörfer und suchte dabei in erster Linie die hier zerstreut wohnenden Katholiken auf. Bald jedoch sah er, daß die in der großen Lokation des Chief Moshweshwe wohnenden Katholiken viel zu weit von Mariazell entfernt wohnten, als daß sie daselbst regelmäßig den Gottesdienst hätten besuchen können. Er machte daher den Versuch, innerhalb der genannten Lokation einen Platz zum Bau einer Kirche und Schule zu gewinnen. Es war dies umso schwerer, als sich der Chief den „römischen Eindringlingen“ mit aller Entschiedenheit widersetzte. Doch Bruder John ließ in dem edlen Kampf für die gute Sache nicht nach, und schließlich gelang es ihm doch, sich vom englischen Magistrat die Erlaubnis zu erwirken, sich ein bescheidenes Plätzchen für Missionszwecke auszuwählen. Auf diese Weise wurde der Grund gelegt zur jetzigen Missionsstation Marialinden. (Auch die Gründung von Hardenberg verdanken wir in erster Linie der Initiative des seelen-eifigen Bruders John. Sie liegt ebenfalls in einer Lokation, doch waren bei ihrer Errichtung weniger Schwierigkeiten zu überwinden.)

Im Juni 1897 erhielt ich von meinem Obern den Auftrag, die Missionsarbeit in Marialinden zu übernehmen. Ich machte mich sogleich mit Freuden auf den Weg. Doch an Ort und Stelle angekommen, gab es manch' bittere Enttäuschung. Ich fand nichts vor, als ein kleines Häuschen, das Bruder John hatte erbauen lassen, und einen großen Steinhaufen. Letzterer repräsentierte die Fundamente und Grundmauern der neuen Kirche, hatte aber in Wirklichkeit mehr Ähnlichkeit mit den Trümmern eines alten, eingefallenen Gebäudes. Einige Tage vorher war ich auf dem Wege nach Mariazell hier vorbeigeritten, hätte mir aber im Traume nicht einfallen lassen, daß dies meine neue Missionsstation sein sollte! Auch sonst ließ der Platz, der etwa 300 Meter lang und 200 Meter breit sein möchte, viel zu wünschen übrig. Er lag mitten im Weideland der Lokation und war wenig fruchtbar. (Br. John hatte eben nehmen müssen, was in der Not



Lord Earl Selborne.

Später suchte man auch nach dem König. Man fand ihn, das Haupt vom Rumpf getrennt. Neben ihm lagen die Leichen seiner Indumas und mehrere der Königskinder, die bei der ersten Flucht zurückgeblieben waren. O, wie trauerte mein Vater neben dem Haupte seines Königs, der ihm nicht nur ein gnädiger Fürst, sondern auch Freund und Spielgenosse gewesen war!“

Raum hatte der greise Leonhard den letzten Satz vollendet, als der milde Klang des Vogelklangs in die stille Hütte drang. Weit umher im ganzen Christendorf falten sich nun die schwarzbraunen Hände zum Gebete; auch ich betete mit dem Greise den „Engel